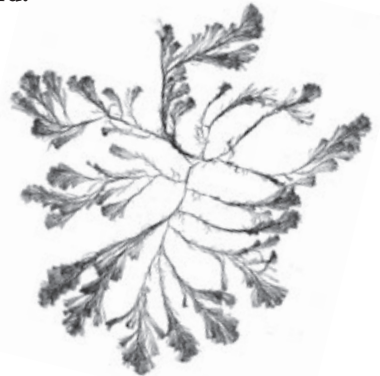


五



Auf Makatea, einst ein vergessener Fleck im endlos blauen Pazifik, soll die Gesellschaft der Zukunft entstehen. Es ist das vielleicht letzte große Abenteuer der Menschheit. Über Umwege und Gezeiten finden auf der Koralleninsel vier Menschen zusammen, deren Schicksale nachhaltig mit dem des Planeten verknüpft sind: Evie Beaulieu, die in den Tiefen des Ozeans taucht, um das geheimnisvolle Spiel der Mantarochen zu entziffern. Ina Aroita, die die paradiesischen Strände nach Materialien für ihre Skulpturen abwandert, doch schon lange schwemmt das Meer nur noch Plastikmüll an. Und der verträumte Büchernarr Rafi Young sowie der visionäre Computer-nerd Todd Keane, deren Freundschaft mit einem dreitausend Jahre alten Brettspiel beginnt, jedoch bald an dem kühnen Versuch zu zerbrechen droht, ein Spiel zu erfinden, das unsere Erde für immer verändern wird.



**RICHARD
POWERS**

**DAS
GROSSE
SPIEL**

Roman

**Aus dem amerikanischen Englisch
von Eva Bonné**

Büchergilde Gutenberg

Dieser Roman ist ein Werk der Fiktion. Alle Namen, Figuren, Schauplätze und Ereignisse wurden vom Autor erfunden oder verfremdet. Ähnlichkeiten mit wahren Begebenheiten, Orten und lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.

Das Gedichtzitat auf S. 131 stammt aus Arthur Rimbauds »Le Bateau ivre.

Das trunkene Schiff.« Übersetzt von Paul Celan in 1957. Insel, 2008.

Die Textstelle auf S. 338 stammt aus Johan Huizingas »Homo Ludens.

Vom Ursprung der Kultur im Spiel.« Rowohlt Taschenbuch Verlag, 23. Aufl. 2013.

Lizenz Ausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,
Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, München

Die Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
Playground bei W. W. Norton & Company, New York.

© 2024 by Richard Powers

© der deutschsprachigen Ausgabe 2024 Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren. Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage 2025

Einbandgestaltung: Clara Scheffler, Halle (Saale)
unter der Verwendung von Abbildungen aus: *Algae and corallines of the bay & harbor of
New York* von Durant, C. F. (Charles Ferson), 1805–1873

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7656-1

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches,
Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland
produktsicherheit@buechergilde.de

buechergilde.de

*Für Peggy Powers Petermann
(1954–2022),
die mir, als ich zehn war,
ein Buch über Korallenriffe schenkte.*

*Und für RayRay, den alten Freund.
Siebenhundertfünfzigtausend ... nein,
eine Million Mal danke.*

Vor der Erde,

vor dem Mond,
vor den Sternen,

vor der Sonne,

vor dem Himmel,
selbst vor dem Meer

gab es nur die Zeit und Ta'aroa.

—

Ta'aroa erschuf Ta'aroa, und dann erschuf er ein Ei, um darin zu wohnen. Er stupste das Ei an, und es rotierte im Nichts. In dem Ei, das sich im endlosen Vakuum drehte, kauerte der wartende Ta'aroa. Aber weil die Zeit endlos war und die Warterei ewig, wurde es Ta'aroa in dem Ei langweilig. Er schüttelte sich, knackte die Schale und schob sich aus dem selbst erschaffenen Gefängnis. Draußen war alles reglos und still. Und Ta'aroa sah, dass er allein war.

Ta'aroa war ein Künstler, also spielte er mit dem, was er hatte. Sein erster Stoff war Eierschale. Er zerbrach sie in unzählige Stückchen und ließ sie fallen. Die Stückchen schwebten nieder und bildeten das Fundament der Erde.

Sein zweiter Stoff waren Tränen. Er weinte vor Langeweile und Einsamkeit, und seine Tränen füllten die Ozeane, die Seen und alle Flüsse der Erde.

Sein dritter Stoff war Knochen. Aus seinen Wirbeln machte er Inseln. Wo immer sein Rückgrat sich aus dem Tränenmeer erhob, entstand eine Bergkette.

Die Schöpfung war sein Spiel. Aus den Nägeln seiner Finger und Zehen machte er Schuppen für die Fische und Panzer für die Schildkröten. Er rupfte sich die Federn aus und machte daraus Bäume und Büsche, in die er Vögel setzte. Mit seinem Blut malte er einen Regenbogen an den Himmel.

Ta'aroa rief die Künstler zu sich. Sie traten vor und zeigten ihm ihre Körbe: Sand und Kiesel, Korallen und Muscheln, Grashalme, Palmwedel und aus Pflanzenfasern gesponnene Fäden. Gemeinsam mit Ta'aroa formten und frästen sie Tāne, den Gott der Wälder, des Friedens, der Schönheit und der gefertigten Dinge.

Dann erschufen die Künstler andere Götter, eine große Zahl davon. Gütige und grausame, Liebende, Schaffende und Schwindler. Und die Götter erfüllten die sich entfaltende Welt mit Farben, Formen und Lebewesen aller Art – an Land, zu Wasser und in der Luft.

Tāne beschloss, den Himmel zu schmücken. Er spielte mit den Möglichkeiten und setzte in die Dunkelheit Tupfen aus Licht, die wie große Feuerräder um das Zentrum kreisten. Er schuf Sonne und Mond, damit sie die Zeit in Tag und Nacht unterteilten.

Nun, da es Tage und Monate gab, da sich in der Welt das Leben entwickelte und ausbreitete und der Himmel selbst ein Kunstwerk war, wurde es für Ta'aroa Zeit, das große Spiel zu beenden. Er spaltete die Welt in sieben Schichten, und in die unterste setzte er Menschen – endlich spielte er nicht mehr allein.

Er schaute zu, wie die Menschen sich zurechtfinden, und er war entzückt. Die Menschen vermehrten und tummelten

sich auf der unteren Ebene wie Fische in einem Korallenriff. Sie entdeckten Pflanzen und Bäume, Tiere und Muscheln und Felsen, und aus den Entdeckungen erschufen sie Neues, wie Ta'aroa die Welt erschaffen hatte.

Ihre Zahl wuchs, und bald fühlten die Menschen sich beengt. Als sie das Portal zur nächsten Welt fanden, das Tor, das Ta'aroa eigens für sie dort versteckt hatte, brachen sie es auf, gingen hindurch und vermehrten sich abermals.

Und so ging es für die Menschen immer weiter,
ausbreiten und aufsteigen, ausbreiten und
aufsteigen, aber jede neue Ebene
gehörte weiterhin Ta'aroa, der
alle Dinge in Bewegung
setzte aus seinem
kreiselnden
Ei.

Um mich zu erinnern, brauchte es eine Krankheit, die mein Hirn zersetzt.

An einem Dezemberabend vor fast vierzig Jahren liefen wir zu dritt vom Campus nach Hause. Ina hatte zum ersten Mal im Leben Festland betreten. Wir kamen von einer Uniaufführung von Der Sturm. Sie hatte während des gesamten letzten Akts geweint. Warum, konnte ich beim besten Willen nicht verstehen.

Rafi und ich begleiteten sie zu ihrer Unterkunft, die ein Dutzend Blocks vom Campus entfernt lag. Rechteckige Häuserblocks war Ina nicht gewohnt. Sie verlor die Orientierung und lief im Kreis. Alles lenkte sie ab und sie blieb immer wieder abrupt stehen. Eine Krähe. Ein graues Eichhörnchen. Der Dezembermond.

Rafi und ich, fast doppelt so groß wie sie, nahmen sie in die Mitte, um sie zu wärmen. Es war ihr erster Winter überhaupt. Die Kälte war mörderisch. Ina sagte immer wieder: »Wie können die Leute so leben? Wie überleben die Tiere? Das ist doch verrückt! Reiner Wahnsinn!«

Dann hielt sie plötzlich inne und zerrte an unseren Ellenbogen. Ihr rundes, gerötetes Gesicht war voller Ehrfurcht. »O Gott. Seht mal! Seht euch das an!« Wir wussten beide nicht, was in aller Welt sie meinte.

Aus dem Himmel fielen kleine Klümpchen und landeten leise klickend auf dem Rasen. Sie blieben an den gefrorenen Halmen kleben wie weiße, nasse Blütenblätter. Weder ich noch Rafi schenkten ihnen Beachtung. Wir waren beide in Chicago aufgewachsen, in winterlichen Schneemassen.

Aber Ina hatte so etwas noch nie gesehen. Sie schaute zu,

wie Eierschalenstückchen vom Himmel rieselten und sich zur Erde zusammenschlossen.

Halb erfroren stand sie auf dem Eisengitter des Gehwegs und verfluchte uns fröhlich. »Würdet ihr euch das bitte mal ansehen? Seht doch! Ihr Vollidioten! Warum habt ihr mir nie von Schnee erzählt?«

An einem Samstagmorgen lief Ina Aroita über den Strand und hielt nach geeigneten Materialien Ausschau. Sie hatte die siebenjährige Hariti dabei. Afa und Rafi waren zu Hause geblieben, saßen zusammen auf dem Boden und spielten mit Robotern, die ihre Gestalt verändern konnten. Vom Bungalow in der Nähe des Dorfes Moumu bis zum Strand war es nur ein kurzer Fußmarsch. Das Dorf lag auf einer flachen Ebene zwischen Klippen und Meer an der Ostküste der Insel Makatea im französisch-polynesischen Tuamotu-Archipel. Kein bewohntes Stück Erde war weiter von den Kontinenten entfernt – grünes Konfetti, so nannten die Franzosen die auf grenzenlosem Blau verstreuten Atolle.

Ina Aroita war als Tochter eines hawaiianischen Bootsmanns und einer tahitischen Flugbegleiterin in Honolulu zur Welt gekommen und auf Militärstützpunkten in Guam und Samoa aufgewachsen. Sie hatte an einer riesigen Universität im Mittleren Westen der USA studiert und dann jahrelang als Zimmermädchen in einem Luxushotel in Papeete gearbeitet. Später war sie auf die hundertfünfzig Meilen entfernte Insel Makatea gezogen, um dort zu gärtnern, zu fischen, ein bisschen zu weben und zu stricken, zwei Kinder großzuziehen und sich zu fragen, warum sie eigentlich auf der Welt war.

Dort, auf Makatea, hatte sie auch Rafi Young wiedergegesehen. Die beiden heirateten, blieben auf der Insel und ernährten ihre Familie, so gut sie konnten, fernab der wachsenden Sorgen der echten Welt.

Nach vier Jahren auf Makatea beschlich Ina Aroita eine Ahnung, ihr einziger Lebenssinn könnte darin bestehen, ihren launischen Ehemann und ihre beiden Kinder zu lieben, den

kapriziösen Afa und die schüchterne Hariti. Sie baute Gemüse an: Süßkartoffeln, Taro, Brotfrüchte, Esskastanien, Auberginen, Avocados. Sie bastelte Muschelskulpturen, flocht Körbe aus Palmwedeln und malte Mandalas auf Steine. Manchmal kaufte ihr einer der Touristen, die auf die Insel kamen, um die berühmten Ruinen zu besichtigen oder auf den spektakulären Klippen herumzuklettern, das eine oder andere Stück ab.

Ina Aroita sammelte das Strandgut im Garten. Das Dschungelstück hinter ihrem sanierten Haus glich einem Freilichtmuseum. Ranken von Homalium und Myrsine überwucherten ihre Werke und ließen sie unter einer grünen Decke verschwinden, wie der Dschungel überall auf der Insel rostige Maschinenteile und die Eisenbahnwracks der Phosphatminenära unter sich begrub.

An diesem Samstag wateten Mutter und Tochter durch das seichte Wasser der ablaufenden Flut und hielten nach Schätzen Ausschau. Sie machten reiche Beute: Schalen von Muscheln und Krebsen, Schneckenhäuser, hübsche Korallen und von der gnadenlosen Brandung polierte Obsidiane. In der spritzenden Gischt kletterten sie zwischen den nassen Felsen durch und liefen bis an den Punkt, an dem die Wellen brachen. Der Strand war eine riesige, offene Fundgrube.

Hariti entdeckte einen flachen, blauen Stein, der funkelte, sobald sie ihn mit Wasser benetzte.

»Mama, ist das ein Juwel?«

»Ja, natürlich. Wie du!«

Die Kleine fühlte sich sicher und wagte ein Lachen. Sie warf den Stein in ihr Netz, um ihn nach Hause mitzunehmen. Später würden sie und ihre Mutter gemeinsam entscheiden, was sich aus den glatten, gesprenkelten, schimmernden Objekten herstellen ließe.

Während sie weitersuchten, erzählte Ina Aroita ihrer Tochter von Ta'aroa.

»Kannst du das glauben? Er hat die ganze Welt erschaffen, aus der Schale seines eigenen Eis!«

Ina hatte die Geschichte von ihrer Mutter gehört, damals an der Eisbude am Waikiki Beach, keine zwei Meilen vom Diamond Head entfernt. Sie war sieben Jahre alt gewesen, und nun gab sie die Geschichte an eine siebenjährige Künstlerin weiter, denn sie wollte ihr ein Vorbild in Sachen Mut und Eigeninitiative sein. Die Welt mitsamt ihren strahlenden Wundern war aus Leere und Langeweile heraus entstanden. Alles begann damit, dass man stillhielt und abwartete. Es war die perfekte Geschichte für ein so nachdenkliches und schreckhaftes Kind.

Ina war gerade bei der Stelle, an der Ta'aroa die Künstler zu sich ruft und sie um Unterstützung bittet, als Hariti plötzlich einen Schrei ausstieß. Ina gefror das Blut in den Adern. Sie eilte zu ihrem Kind und suchte die Umgebung nach Gefahren ab. Für Hariti lauerten die Gefahren überall. Ihre leiblichen Eltern waren ums Leben gekommen, kurz nachdem sie das Alter der Erinnerung erreicht hatte; sie konnte nicht vergessen, dass die Welt es anscheinend darauf anlegte, ihr alles zu nehmen.

Aber was immer die Bedrohung diesmal auch war, Ina konnte sie nicht sehen. An diesem Strand gab es nichts, was ihnen gefährlich werden konnte. Die Sicht war absolut klar und reichte bis ans Ende der gekrümmten Bucht, bis zu der Landzunge mit der Geisterstadt Teopoto am nördlichen Zipfel der Insel. Trotzdem war Inas Tochter wie erstarrt und heulte vor Entsetzen.

Das Grauen lag keine zwei Schritte entfernt vor Haritis kleinen nackten Füßen. Aus einer Mulde im Sand ragte ein

Vogelkadaver. Die schlaffen Flügel waren ausgebreitet und die Beine gestreckt, der Kopf mit dem großen Schnabel war hilflos verdreht. Der Albatros schien schon länger tot zu sein. Er war noch nicht ganz ausgewachsen, denn in dem Fall wären seine Flügel doppelt so lang gewesen wie Ina Aroita hoch. Trotzdem war der tote Vogel dort am Strand fast so groß wie Hariti.

Seine Inneren hatten sich zu einer goldschimmernden Lache auf dem grauen Sand verflüssigt. Die zottelig gefiederten, halb verwesenen Flügel erinnerten an getrocknete Palmwedel, die Oberarmknochen ragten aus den hohlen Schultergelenken wie zwei Äste. Es sah aus, als versuchte der Vogel immer noch, sich aufzurichten und davonzufiegen.

Das Sternum und die dünnen braunen, bröckelnden Rippen umschlossen, was von seinem Leib noch übrig war. Im Brustkorb steckten zwei Handvoll Plastik, immun gegen jeden Verfall.

Hariti schrie abermals auf und versuchte, mit ihren Füßen Sand über den Kadaver zu schieben. Dann näherte sie sich ihm angewidert, als wollte sie sich daraufstellen und die Knochen in den Strand treten. Ihre Mutter hielt sie ein bisschen zu energisch zurück. Immerhin erschrak ihr fester Griff Hariti so sehr, dass sie zu schreien aufhörte.

»Was ist mit ihm? Was steckt da drin?«

Das Kind fragte nicht mehr auf Französisch, eine neue Angewohnheit, die Ina Aroita beharrlich ignorierte.

»*Il a mangé un truc qu'il n'aurait pas dû.*« Er hat etwas gefressen, was er nicht hätte fressen dürfen.

»Wie Junkfood?«

»Ja.«

»Warum? Warum hat er Junkfood gefressen, Maman? Er ist ein Vogel. Vögel fressen nur gesunde Sachen.«

»Er hat sich vertan.«

Aber Inas Antworten machten alles noch schlimmer. Das Mädchen drückte das nasse Gesicht an ihren nackten Oberschenkel.

»Er ist gruselig, Maman. Mach, dass er weggeht.«

»Er war ein Lebewesen, Hariti. Wir sollten ihn anständig begraben.«

Dieser Gedanke gefiel dem Mädchen. Sie liebte Rituale, und im Sand zu graben, liebte sie auch. Aber als sie anfang, zermahlene Muscheln und Korallen auf den Kadaver zu werfen, ging Ina Aroita erneut dazwischen. Sie schob die Hände in den Brustkorb des verwesenden Vogels und holte zwei Schraubverschlüsse, eine Plastikflasche, eine leere, mindestens fünfzehn Jahre alte Filmdose, ein Einwegfeuerzeug, mehrere Meter Nylonschnur und einen Knopf in Form eines Gänseblümchens heraus.

Sie stopfte den bunten Müll zu den anderen Funden in ihrer Netztasche.

»*Nous pouvons faire quelque chose avec ceux-ci.*« Wir können daraus etwas machen.

Ina hatte allerdings keine Ahnung, was.

Sie schoben einen runden, glatten Grabhügel zusammen. Hariti wollte das Kopfende mit einem Kreuz markieren, wie die Gräber auf den beiden Friedhöfen der Insel, also bastelten sie eins aus Hibiskuszweigen und steckten es in den Sand. Anschließend schmückten sie den Hügel mit grünen Schneckenhäusern und winzigen gelben Steinen.

»Maman, du musst ein Gebet sprechen.«

Ina überlegte, in welcher Sprache sie beten sollte. Der verwirrte Vogel war womöglich aus der Antarktis hergeflogen, über Australien oder Chile. Sicher hatte er einen Großteil seines Lebens auf dem Wasser verbracht. Ina sprach ein paar

Worte auf Tahitisch, weil Französisch ihr unpassend erschien und ihr Englisch und Tuamotuisch für einen Anlass wie diesen nicht reichten.

Keine Viertelstunde nach der Eilbestattung sprang Inas Tochter schon wieder durch die Brandung und las neue Schätze auf, als wäre der Tod durch Plastik nur einer von vielen undurchschaubaren Mythen, so rätselhaft wie der Gott, der sich in einem Ei zusammengekauert hatte, damals, vor dem Anbeginn der Zeit.

Das, woran ich leide, nennen wir Computermenschen Latenz. Ich ziehe mich in die Vergangenheit zurück, ähnlich wie meine Mutter in ihren letzten Jahren. Der Fluch wird nicht in allen Familien weitergegeben, aber in manchen schon. Wer weiß, vielleicht war meine Mutter ebenfalls betroffen. Vielleicht verbarg sich hinter dem tödlichen Unfall eine unentdeckte Krankheit.

Während die letzten Monate und Jahre verschwimmen, gewinnen die prägenden Ereignisse meiner Kindheit an Kontur. Wenn ich die Augen schliesse, sehe ich mein erstes eigenes Zimmer unter dem Dach unseres Schlosses in Evanston. Die Details treten deutlicher hervor, als die Erinnerung es eigentlich hergäbe. Ein kleiner Schreibtisch, darauf Haie und Rochen aus Kunststoff. Ein Regal mit Literatur über die Tiefsee. Ein rundes Fischglas voller Guppys und Schwertträger. In der Abstellkammer türmen sich Tauchermasken, Schnorchel, getrocknete Nesseltiere und im Souvenirladen des Shedd Aquarium gekaufte Fossilien von Korallen und Fischen aus dem Devon.

An der Wand über meinem Bett hing ein gerahmter Artikel aus der Chicago Tribune vom 1. Januar 1970: »Die Nummer eins des neuen Jahrzehnts«. Als Kind hatte ich ihn wahrscheinlich Tausende Male gelesen. Das dazugehörige Schwarz-Weiß-Foto zeigte mich, den neugeborenen Todd Keane, der eine Sekunde nach Mitternacht im Saint-Francis-Krankenhaus von Evanston entbunden wurde und nun in kindlichem Stauen in die Kamera blickt. Vielleicht versucht er, das rätselhafte Ding vor seinem Gesicht zu erkennen.

Nummer eins: So nannten meine Eltern mich jahrelang. Weil ich klein war, setzte der Name mich ein wenig unter

Druck, doch als Einzelkind nahm ich meinen Titel und mein Geburtsrecht sehr ernst. Ich trug die schwere Last, der erste Mensch zu sein, der die Zukunft erreichen würde.


Aber hier bin ich nun, und ich habe es endlich geschafft.

Meine Mutter wollte ihren makellosen Körper nicht durch eine Schwangerschaft ruinieren, aber mein Vater brauchte jemanden, der ihm zu jeder Tages- und Nachtzeit als Schachgegner zur Verfügung stand. Wie sie die Sache am Ende klärten, ist mir unbekannt. Vielleicht durch Schere, Stein, Papier. Mittels Geschick und Überredung. Mit der Hilfe eines Scheingerichts oder durch eine Pro-und-Kontra-Debatte. Möglicherweise habe ich meine Geburt einem Spielwürfel zu verdanken.

Der Dauerkrieg zwischen den beiden prägte meine gesamte Kindheit. Ihre Auseinandersetzungen wurden ebenso von Lust befeuert wie von Hass. Während der Schlacht setzten sie auf ihre jeweilige Superkraft: mein Vater auf seine Manie, meine Mutter auf die Hinterlist der Unterdrückten. Ich war ein altkluges Kind und hatte spätestens im Alter von vier Jahren begriffen, dass es meinen Eltern bei ihrem Wettstreit darauf ankam, einander möglichst großen Schaden zuzufügen, ohne dass es Tote gab, und dabei empfanden sie einen reinen Schmerz und eine Erregung, wie sie nur der Hass erzeugen kann. So gesehen handelte es sich um eine beidseitige autoerotische Seelenstrangulierung, bei der beide Parteien ebenso großzügig austeilten wie einsteckten.

Mein Vater dachte schnell, so schnell, dass ihn der Rest der Welt zu langweilen schien. Er arbeitete auf dem Parkett der Terminbörse von Chicago, zu einer Zeit, als der Handel noch nicht elektronisch abgewickelt wurde. Er, ein Krieger des Ausrufverfahrens, stand aufrecht in der Mitte des Oktagons,

während die Wellen des Kapitalismus aus allen Richtungen auf ihn einbrachen. Er verstand es, die Ängste der anderen im Blick zu behalten und Profit daraus zu schlagen, außerdem unterschied sein Gehirn kaum zwischen Stress und Nervenzitter. Er behielt stets den Kopf über Wasser, während seine Kollegen dahindümpelten oder absoffen. Allein mit einer Drehung des Handgelenks und einem von wahnwitzigem Gebrüll begleiteten Fingerschnipsen verdiente und verlor er absurde Summen. Seine Großhirnrinde wurde so lange von Neurotransmittern geflutet, dass mein Vater nur noch funktionierte, wenn sein Wohlergehen latent bedroht war – wofür meine Mutter als gute Hausfrau zuverlässig sorgte.

Einen Kick verschafften ihm auch sein getunter Mercedes Cabrio 450 SL, eine Cessna Skyhawk, die auf dem Chicago Midway Airport stand und vorzugsweise bei stürmischem Wetter geflogen wurde, und eine Geliebte mit einer unregistrierten Smith--Wesson-Halbautomatikpistole in einer kleinen Lederhandtasche von Louis Vuitton.

Meine Mutter war eine verkappte Romantikerin. Als sie hinter das Doppelleben meines Vaters kam, engagierte sie einen Privatdetektiv und brachte in Erfahrung, was eigentlich aus dem Jungen geworden war, der sie damals in der New Trier High School so verehrt hatte und der später als Nachwuchsfeldspieler für die Chicago Cubs im Einsatz war. Wie sich herausstellte, betrieb er inzwischen ein AMC-Autohaus in Elk Grove. Meine Mutter lieferte sich mit diesem Mann unzählige, quasi öffentliche Szenen, in denen sie Schluss machten oder sich wieder versöhnten; aber im Grunde bettelte sie meinen Vater damit nur an, das Ganze zu unterbinden. Mein lieber Vater schluckte den Köder jedes Mal, wieder und wieder.

Versteh mich bitte nicht falsch. Falls reich zu sein bedeutete, sich mit inkompetenten Eltern abfinden zu müssen, konnte ich

das voll und ganz akzeptieren. Ich liebte unseren Reichtum. Meine Trostpreise waren zahlreich und spektakulär. Trotzdem hasste ich meinen Vater dafür, dass er meine Mutter betrog, und ich hasste meine Mutter für den Verrat an mir. Ich war aber noch nicht alt genug, um zu wissen, wie man gute Miene zum bösen Spiel macht. Für mich bestand die Lösung anscheinend darin, einfach an einem anderen Ort zu sein.

Ich fand diesen Ort im Michigansee. Wenn meine Gedanken sich überschlugen und die Zukunft auf mich zugerast kam wie ein Wurfmesser, half nur noch eins: aus meinem Turmfenster zu schauen und mir vorzustellen, ich ginge am Grund des Sees spazieren.

Sobald ich unter Wasser war, klangen die Streitereien plötzlich gedämpft. Ich wusste das aus Erfahrung, von den Sommerferien am Lee Street und Lighthouse Beach. Freund und Feind wurden ebenso flüssig wie stumm und stemmten sich gegen den Widerstand des trägen, blaugrün schimmernden Wassers. Am Grund des Sees gab es keine Menschen. Einen besseren Ort zum leben konnte ich mir nicht vorstellen.

In Big Sky verletzte mein Vater sich beim Skifahren mit seiner Geliebten den Rücken. Er entkam nur knapp einer Querschnittslähmung. Der Schmerz war unerträglich, er musste sofort operiert werden. Meine Mutter nahm mich mit nach Montana, und dort bekam ich ihn zu sehen, wie ich ihn nie gesehen hatte, niedergestreckt und beinahe nachgiebig. Sie sahen einander verträumt an und hielten Händchen, zusammengeschweißt von der Katastrophe, der sie nur knapp entronnen waren. Doch sobald die Intensivschwester den Raum verließ, gingen sie einander an die Gurgel.

»Du hast mir erzählt, du wärst auf einem Kongress in New York.«

»Wie leichtgläubig du bist! Was will ein Börsenmakler aus Chicago auf einem New Yorker Kongress?«

Als könnte ich sie nicht hören, flüsterte sie: »Du bist das letzte Stück Scheiße und ich werde die Scheidung einreichen.«

»Zu spät!« Das Oxycodon ließ seine Augen leuchten und tanzen. »Meine Anwälte haben das schon erledigt.«

Meine Mutter schnappte nach Luft und krümmte sich vornüber. Gegen einen Börsenmakler kann man beim Pokern nicht gewinnen, insbesondere dann nicht, wenn ihm Sieg und Niederlage egal sind. Meinem Vater kam es allein darauf an, einen weiteren Punkt zu erspielen.

Er legte ihr seinen unversehrten Arm um die Taille. »Ich liebe dich«, sagte er. »Du würdest mir einfach alles glauben.«

Sie hörten niemals auf, einander mit Scheidung zu drohen. An einem Abend im Juni saß die fünfjährige Nummer eins mit eingezogenem Kopf am Kinderschreibtisch im Turmzimmer, während das Geschrei aus der Küche durch alle Etagen drang. Die Stimme meines Vaters war so volltönend wie die eines Nachrichtensprechers. »Du Schlampe! Ich kann es gar nicht erwarten, endlich frei zu sein!« Meine Mutter schnaubte. »Frei? Du blöder Idiot. Du kriegst Toddy, er war deine Idee.« Noch mehr Gebrüll, dann Stille, zuletzt ein leises Winseln wie von einem Tier, das um Futter bettelt.

Ich sah auf den See hinaus und ging, wie ich es inzwischen gelernt hatte, ins Wasser. Am Grund des grünen, gedämpften Zauberreichs lief ich bis nach Michigan, das ich mir als Land der Dünen und des Strandhafers vorstellte.

Im selben Sommer verendeten die Flussheringe. An den Stränden der Stadt lagen Hunderttausende verwesende Fische. Mit leichter Verzögerung wurde mir etwas bewusst: Wenn ich

unter Wasser zum Nachbarstaat hinüberlief, würde ich den See, auch wenn seine Oberfläche diesen Eindruck vermittelte, nicht unbewohnt vorfinden. Dort unten wimmelte es von Leben. Zuerst erschrak ich, aber nach einer Weile war ich begeistert. Als ich das nächste Mal über den Boden des Sees nach Michigan ging, durchquerte ich Schwärme von Fischen, und alle kamen auf mich zugeschwommen und bestaunten mich wie ein Weltwunder.

Vergiss also eins nicht: Trotz der vielen Hundert Stunden Videomaterial, trotz zahlloser Interviews, zweier Biografien (nur eine davon autorisiert), Hunderttausender Internetseiten und Texte über mich und meine Firma, trotz der Millionen von E-Mails, Textnachrichten und Gesprächsprotokollen, der endlosen digitalen Krumen eines im Goldfischglas der Öffentlichkeit geführten Lebens und trotz allem, was die Daten dir weismachen wollen, ergibt das Puzzle meines Lebens ohne dieses letzte Teilchen keinen Sinn.

Es ist nur eine schlichte, kleine Tatsache, über die ich aber bis heute mit niemandem je gesprochen habe.

Als ich jung war, konnte ich unter Wasser atmen.